

Saltsche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 12. August 1895.

Gerliner Bureau: Berlin, Friedrichstraße 8.

Telegramme.

Hirsch, 12. August. Die deutschen Vereine würden am 2. September eine große Gedächtnisveranstaltung...

Paris, 12. August. Der französische Luger „Charlot“ traf gestern früh auf dem Meer die 41 Personen, welche sich auf dem, wie gemeldet, bei Duinstadt gesunkenen Hamburger Dampfer „Miranda“ befanden hatten. Die Schiffbrüchigen wurden gestern Abend in Petros-Guirc an Land gebracht. Die „Miranda“ war mit Woll beladen. Der Schiffbruch ist durch dichten Nebel verursacht. Das Schiff ist vollständig verloren.

London, 12. August. Nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureau“ aus Peking ist von den durch das Gemenge in Aufbruch gesetzten Offizieren der Kaiser-Familie Stewart keine Besorgungen erlegen. Es ist dies das erste Opfer des Ueberfalls. Der britische Kreuzer „Mainbow“ und der amerikanische Kreuzer „Detroit“ begeben sich nach Peking.

London, 12. August. Die „Times“ veröffentlicht die Thronrede, welche am Donnerstag im Unterhaus verlesen werden wird. Es enthält weder Verwechslungen bezüglich der Gesetzgebung noch Aufforderungen bezüglich der Politik.

Zaiger, 12. August. Das französische Geschwader ist gestern früh angekommen. Der französische Gesandte wird am Donnerstag nach Sez zurückkehren.

Deutsches Reich.

* Am Sonnabend Abend fand an Bord der „Hohenzollern“ Herrentiner von 44 Gedeihen statt. Kaiser Wilhelm traf auf die Gesundheit der Königin und nachher auf diejenige des Prinzen von Wales, der seinerseits ein Hoch auf Se. Majestät ausbrachte. Nachdem die Gäste die „Hohenzollern“ verlassen, ging Se. Majestät mit Gelasse an Bord S. M. Yacht „Albatros“, um sich über Southampton nach Kanthier begeben, wo die Ankunft gestern früh halb 9 Uhr erfolgte.

* Eine große Menschenmenge hatte sich bei der Linde angekommen, um den Kaiser zu begrüßen. Auf dem Bahnhofs war eine Abtheilung Jäger in feierlichen Uniformen aufgestellt. Der Wagen, in welchem Se. Majestät mit Lord Lytton sich nach Louthier begeben, wurde von berittenen Polizeimännern umgeben und Jägern eskortiert. Auf dem Schlosse angelangt, nahm Se. Majestät das Frühstück ein und beschäftigte alsdann verschiedene zum Schlosse gehörige Gebäulichkeiten.

* Wie nunmehr feststeht, trifft der Kaiser in Begleitung des Prinzen Albert von Preußen am 6. September Abends in St. Petersburg ein. Zur Kaiserin p. r. e. d. am 1. September werden die Kaiserin-Gebrüder mit 4000 Mitglieder anreisen. Am Sonntag, den 8. September, ist großer Feldgottesdienst. Am 9. September, Abends, Wasserfahrt aller Fürstlichen und großartige Beleuchtung der Dorerufer.

* Aufeinander in Folge der taktlosen Verhaltungen der

„Daily News“ wird von Berlin aus die Ansprache, welche der Kaiser am 6. August an Bord des Panzerschiffes „Wörth“ gehalten, im „Hamb. Korresp.“ von angeblich „sehr gut unterrichteter Seite“ in folgender Weise richtig gestellt:

„Se. Majestät der Kaiser betonte besonders, wie gleich in dieser Schlacht die Vereinigung der Deutschen Gemeindegewalt, wie sie schon damals durch das gemeinsame vergossene Blut zusammen geteilt worden seien. Er erinnerte daran, daß schon damals aus den Reihen der an der Schlacht beteiligten Württemberger dem vorbereiteten Kronprinzen zugewandt wurde: „Du kommst der künftige Deutsche Kaiser.“ Kommandant Prinz Friedrich antwortete mit einem Zuruf an den Deutschen Kaiser. Se. Majestät hatte also den Einheitsgedanken für Kaiser und Reich in den Vordergrund gestellt. „Bisher bildete die Ermahnung, gleich den Wackern von Wörth gehenden Falles mit Gott fürs Vaterland zu kämpfen“, den Kern der Rede, der für die Wätronen eines Kriegeschliffes ebenfalls der ungleich wertvollere gewesen ist. In Deutschland wurde man es wohl allgemein vorzuziehen haben, wenn diese obenberührte „Nichtigstellung“ unterblieben wäre, die namentlich dem Auslande gegenüber einen Platz zu sein scheint.

* Wie verlautet, nimmt die Bearbeitung einer Novelle zum „Qualitäts- und Altersverhältnissesgesetz“ im Reichsamte des Innern einen rüstigen Fortgang. Dennoch ist es sehr zweifelhaft, ob der Reichstag schon in seiner nächsten Sitzung mit diesem Entwurfe beschäftigt werden wird. In den nachgehenden Kreisen scheint man nach wie vor der Ansicht zu sein, daß zunächst die für die Abänderung und Erweiterung des Unfallversicherungsgesetzes bezüglichen Entwürfe verabschiedet werden müßten, ehe eine Einleitung des „Qualitäts- und Altersverhältnissesgesetzes“ vorgenommen würde.

* Alle Nachrichten über die Verletzung der Direktoren der „Königlichen Eisenbahn“ sind nach der „Neuzugung“ vermindert; eine Wiederholung dürfte erst nach dem nächsten Besamensein des Staatsministeriums erfolgen.

* Bedingte Verurteilung. Die „Berl. Berz.“ jagt:

„Sehr bedeutsam ist das Ungelächniß für den Werth der bedingten Verurteilung, welches in der Thatfache zu erblicken ist, daß seitens der preussischen Justizverwaltung wiederholt auf Gnaden- und Erblassung der Richter in Strafverfahren für längere Zeit benützt wurde. Als die Richter sich während des Moratoriums aufgeführt hatten, wurde die Strafe im Gnadenwege erlassen. Die Regierung wird sich, wie uns berichtet wird, nach einiger Zeit, d. h. wenn eine genügende Erfahrung vorliegt, zur Frage derselben schliessen müssen.“

Der Weg, den die preussische Justizverwaltung in dieser Frage einschlägt, daß sie auf dem Verordnungswege, gleich der höchsten Regierung, zu ergreifen sucht, welche Wirkung die Einführung der bedingten Verurteilung voraussichtlich haben würde, wird allgemeinen Verfall finden. Die Frage selbst wird durchaus nicht gleichmäßig beurteilt, insbesondere sind die Bedenken, daß die Einführung der bedingten Verurteilung vielfach das Bewußtsein, bestraft zu sein, abgeschwächt werden würde, noch nicht völlig beseitigt.

* Freier v. Huene hat die Centrumsfabrikator für den Reichstag im Wahlkreise Pless-Nydnin an Stelle des verstorbenen Mlg. Conrad angenommen. Er wird also wieder in den Reichstag eingehen, da seine Wahl vollkommen gesichert ist. Die Parteileitung hat ihren Frieden mit Herrn v. Huene durch die Empfehlung seiner Kandidatur befestigt. Der Witzgang ist namentlich im Zusammenhange mit den gegenwärtigen inneren Kämpfen des Centrums von Interesse. Im Wels-Nydnin wird jeder gewählt, den der Parteivorstand bestimmt; generische Parteien kommen dort nicht in Betracht. Herr v. Huene war ein überzeugter Anhänger des scheidenden Handelsvertrages. Sein Eintritt in den Reichstag würde auf die Politik des Centrums, das ja überhaupt nicht mehr einer einheitlichen Leitung folgt, von keinem entscheidenden Einflusse sein, aber die Partei gewinne damit einen ihrer älteren Führer wieder. — Herr v. Huene tritt übrigens nach einer Meldung der „Schl. Jtg.“ am 1. Oktober seine Stellung als Direktor der unter dem Namen „Preussische Central-Genossenschafts-Kasse“ zu stehenden Centralanstalt zur Förderung des genossenschaftlichen Personalkredits in Berlin an.

* Auf den Fall des verstorbenen „deutschen“ Reichstagsabgeordneten Dr. Haas in M. e. P. an c. kommt die „National-Ztg.“ nochmals zurück. Sie meint für den Fall, daß dieser Herr es wagen sollte, noch im Reichstag zu erscheinen:

„In diesem Falle würden, wie wir hoffen, zum Mindesten die Parteien, welche das Verfall-freistimmige Reichthum nicht gemißt haben, den erforderlichen Antrag stellen; er würde, wenn kein zutreffendes Mittel der Abhilfe gefunden wird, dahin lauten müssen, durch ein ad hoc zu erstellendes Gesetz von meinen Heilen das Mandat des Herrn Haas für erledigt und ihn für die Zukunft hier nicht wählbar zu erklären. Den „Mehrheits“-Parteien müßte dann überlassen bleiben, ob sie für die Wählbarkeit des Herrn Haas im deutschen Reichstag sich erklären wollen.“

* Betreffs einer Auslassung über die Haltung Deutschlands gegenüber Bulgarien macht man in Berlin unterrichteten Orts darauf aufmerksam, daß das Dementi der russischen Telegraphenagentur sich nur gegen die Besichtigung, nicht auch gegen den Inhalt der Auslassung richtet, die auch von russischen Wältern als den Anschauungen der russischen Regierung entsprechend bis in die letzten Tage angehehen worden sei. Die Bemerkung „auf Grund von im Auswärtigen Amte eingeholten Informationen“ ist, wie das „Wolffsche Telegraphenbureau“ heute hervorhebt, dem Letzte der Peterburger Meldung entnommen, kann sich also nicht auf eine Berliner Stelle beziehen. Keine maßgebende Stelle in Berlin hat, wie wir zuverlässig erfahren, mit der Deutsche irgend etwas zu schaffen gehabt. (Siehe auch unter Ausland.)

* Nach dem Beispiel von Leipzig und Jalkenstein i. Vogll. hat neuerdings auch die Stadt Cartha beschlossen, den Gemeindevorstand des Dreifachwahlbezirkens zu Grunde zu legen. Um in der Sprache der Berliner fortgeschrittenen Presse zu reden, ist Cartha die dritte jähliche Stadt, welche „auf

Ein altes Liebespaar.

Von dem Englischen von M. C. Willins.

Leiden war eine Stadt aus Leinwandbänden bestehend, von denen ein jedes nach einem von zwei Mattern erbaut war; entweder war die Hausfrau an der rechten Seite, in der Ecke eines kleinen Wohnzimmers, der den dritten Theil der Hauslänge einnahm und über den das Dach hinübergabte, oder der Arbeiter strichte sich über die ganze Front des Hauses, und die Eingangsöffnung war in der Mitte. Die Häuschen waren einformig weiß angestrichen, mit Fensterläden von einer hellen, kräftig grünen Farbe; vor jedem war ein kleiner Blumenkasten; die Wege waren künstlich in Halbkreisen, Dreiecken oder Vierecken angelegt und mit Sturzstein eingefaßt. Keller, Waschküche und Gartenerker waren die beliebtesten und vornehmsten der Räume. Über dem ganzen Orte lag ein Zug von reumüthiger, obgleich bescheidener Wohlhabenheit, welche er, wie überhaupt seine Größe, drei allen verwirklichten Tiefsel und Schicksalserben veranlaßt, die sich breit und wichtig gerade in der Mitte der kleinen weißen Häuschen erhoben.

Als vor Jahren ein gewisser Hiram Stong seine drei Fabrikten zur Vertheilung des großen Schulvertrages, welches die Arbeiter in Amerika tragen, gründete, dachte er kaum daran, daß ihm die Ehre zu Theil werden sollte, der Begründer von Leiden zu werden. Er wählte den Platz für seine Gebäude lediglich, weil er von ihm aus mit Leichtigkeit die Gebirge erreichen konnte, die zu der 60 Meilen entfernten Stadt führte. Aufwärts waren die Arbeiter mit den Zügen von den benachbarten Plätzen gekommen; aber nach und nach wurden sie der Einwirkung überdrüssig, und einer nach dem anderen baute sich ein Häuschen und verlegte seinen Haushalt in die Nähe seiner täglichen Arbeitstätte. So wuchs Leiden allmählich heran. Er baute sein Häuschen wie G. B. das seine wie D.; sie malten sie weiß an, fügten die grünen Läden hinzu und legten vor ihre Blumenbeete und hinter ihre Gemüthsorgeln an. Nach und nach entstand aus einer Kiste, ein Kaufhaus und eine Post — und Leiden war eine vollständige Stadt.

Dies war nun schon lange her. Die Schulverträge waren schon längst nicht mehr in den Händen von Hiram Stong; an ihn selbst wurde kaum noch gedacht. Das Geschäft war nicht mehr so ausgedehnt und lebhaft wie in seiner ersten Jugend; es ging jetzt ruhiger, etwas langsamer Gang. Die Arbeiter waren jetzt nicht mehr an den Maschinen wegen später Arbeit erstickt, und die Arbeiter fanden reichlich Zeit zu Eiern und Gefaseln bei ihrem Schmeiseln und Wätriden. Dies that der allgemeinen Fröhlichkeit und der Wohlhabenheit Leiden's nicht den geringsten Abbruch. Die Einwohner hatten noch immer genügend Erwerb, um die Mittel zur Vertheilung ihrer geringen Bedürfnisse zu gewinnen, und sie waren zufrieden. Sie fügten auch an „Kleinigkeiten“, wie die Arbeiter. So langsam war Leiden, wie den schönsten aufstrebenden Städten der Nachbarstadt prächtiglich geworden. Jeden Morgen um 7 Uhr erschienen die männlichen Einwohner Leiden's in den Hinterhöfen der weißen Häuschen, die Gelehrter ein wenig früher — nicht leicht von der Arbeit in geschlossenen Räumen — betreten die weiß-

gehaltenen Fußsteige, die längs der Häuser führten, und verstanden in den Häusern. Die Männer arbeiteten den ganzen Tag fröhlich und gleichmäßig in den Werkstätten; die Frauen blieben daheim, hielten die Häuschen in Ordnung, lockten, wuschen und nähten für die Fabrik. Der Beschäftigung in der Fabrik, welche die Arbeiter Leiden's übernahm und trug, waren über Politik; die Frauen sträubten über die Hecke mit den Nachbarn, oder gingen wohl gar des Nachmittags mit der Nadelarbeit zur Nachbarin.

Die Jahre starben in Leiden gerade wie an anderen Orten, und hier und da gab es ein Paar, dessen hässlicher, zur Hinführung fähiger, Fußstich sein Schicksal nie wieder betreten konnte. In einem solchen wohnte die Witwe Martha Brewster mit ihrer Tochter Mary. Ihr Haus war eines von denen, deren Verbau sich über die ganze Vorderseite erstreckte. Jeden Sommer zogen sie hier rastende Wätriden, besaßen ihren Garten mit den in Leiden üblichen Blumen, und im Garten der kleinen Häuschen, dessen Umgebung sauberer und reumüthiger gewesen wäre.

Die Witwe Martha Brewster war nicht allzu fern von achtzig und ihre Tochter Mary Brewster nahezu fünfzig Jahre alt. Die beiden lebten allein, seit Jacob Brewster vor 15 Jahren starb. Er hatte ihnen das Häuschen hinterlassen und nebenher noch eine kleine Summe, wofür er in der Sperrbank. Die ganze Familie Brewster hatte ihr Leben lang gearbeitet und gespart; die Frauen hatten im Hause Schuhs eingetauscht, während Herr Brewster in der Fabrik arbeitete, und wie er ein Cent ohne große Ueberlegung ausgegeben worden.

Die Leuten von Leiden glaubten nämlich, David Emmons war ein Mann, dessen Namen sie nicht hören wollten, und wenn sein Haus vernehmen und mit Wärm und ihrer Mutter leben, sagten sie mit lieberer Bereitwilligkeit, die Angelegenheit für sie zu ordnen. Aber er that es nicht. Jeden Sonntag Abend Punkt 8 Uhr sah man David's Gestalt, in seinen besten Kleiden, mit ihrem weichen Vorhang, ein Sträußchen im Knospeck, den Weg zu dem besten Häuschen hinanzutreten, wie man dies seit 25 Jahren jeden Sonntag Abend zu sehen gewohnt war. Das war aber auch Alles. Er belaudete nicht die geringste Abkühlung, der Leute scharsinnige Klänge für seine und Mary's Wohlthat auszuführen.

Leptere schien sich nicht mit getäuschten Hoffnungen zu plagen, und Marien fand eine Gelegenheit, sie wegen der Einseitigkeit ihres Ertrages zu bemerken; ein frühlicher Fragensimmer sollte es nie geben; sie sprach sich theilhaftig über zur Lustigkeit. Schwarzganz, mit rundem Gesichtchen und einem drohtigen leichten Wägen ihrer ganzen Figur, wenn sie ging, war sie das lustigste Element des ganzen Ortes.

Die Mutter war schon zu schwach, aber Mary hatte noch immer Schule ein. David Emmons, bereits 60 Jahre alt, arbeitete seit seiner Jugend in der Fabrik; er war ein magerer alter Mann, mit mildem Anfluge und kurzem grauem Bart und sein Kopf war ganz kahl. Vor Jahren sei er einmal hübsch gewesen, sagte man, doch hätte man aber sein Wägen immer ein wenig gelächelt, nicht alle seine Augen. Ausdrücklich nannten ihn die langsamsten aller langsamen Leiden's, und selbst die „langsamsten Leiden'sten“ lachten über diese Verpöpfung ihres eigenen Lebens. Auch war es eine wohlthätige Nebenart, daß David eine Stunde brauche, um zum „Postamt“ zu kommen, und daß er schon um

sehen ihr sein Haus verlassen müsse, wenn er um acht Uhr b. Mary sein wolle.

David hörte natürlich von diesem Gespräch — in dieser Hinsicht gab es nicht allzuviel Stillsitzen bei den Leiden's — aber er machte sich nicht um es an. Er würde mit ihnen über sich selbst gelacht haben, und das lag etwas Nährendes in der abtödtenden Art und Weise, in der er zuweilen sagte: „Nun, ich weiß nicht, wie es kommt, aber es scheint nicht in meiner Natur zu liegen, daß ich es anders mache. Ich glaube, ich bin ohne die Fähigkeit, irgend etwas schnell zu thun, auf die Welt gekommen; ihr müßt nicht schon ein zweites Mal fragen.“

Sein Haus gehörte ihm; es war ein von denen, welche den Vorbau an der rechten Seite hatten. Er lebte ganz allein. Neben dem Häuschen war ungefähr 1/2 Acre Land, den er mit Gemüde bebaut. Nach und vor den Arbeitstagen grub und jätelte er einige Meilen in den grünen Wägen der Boden und den übrigen Pflanzen. Wenn David Emmons auch langsam war, seine Gemüde waren es nicht; seiner der Leiden's Garten kam seinem anippigen Wätrichthum gleich. Seine Wätriden hatten Schatten, und seine Kartoffeln blühten, früher als alle übrigen. In seiner Wohnung war David fast Regentarm. Die Produkte seines Gartens bildeten ein gutes Hauptessen. Auch seine Wätride und ihre Mutter wurden von ihm mit allen Gemüden versorgt, deren sie bedurften. Manchmal Mal im Laufe einer Woche konnte man David langsam sich dem Wätrichthum des Hauses nähern sehen, am Arm einen Korb, wofür er fällt mit Jubel über zu einer guten und gefunden Wätrichthum.

Aber Mary ließ es auch bei ihrem alten Wätrichthum an Freundschaftebeziehung nicht fehlen. Es verging kein Sonnabend, an dem nicht ein Theil der Ereignisse ihrer wätrichthumlichen Zukunft, sauber bedeckt mit einem weichen Tüchlein, auf David's kleinem Hüchthum niedergelegt wurde. Die vertriebenen Wege, mit welcher sie den Wätrichthum schätzte aus dem wätrichthumlichen Verfall, das, die Zeit öfnete und dem wätrichthumlich eintretend und die guten Boden ausbreitete, war reich, obgleich gänzlich wirkungslos. „Dort geht Mary mit David's Wätrichthum“ sagten die aus den Fenster schauenden Frauen, wenn die noch stielender und wätrichthumlich als gewöhnlich die Straße hinab ging. Und David selbst kamte den dienlichsten Geist, den er diese Gemüde verdonkerte sehr wohl, um sie feinsten Lage her, des Wätrichthum von den kranken Wätrichthum und dem einladenden Dies, diesen Proben von Mary's Liebe und ihrer Beschicklichkeit in der Kochkunst.

Unter den jüngeren und weniger zufriedenen Gliedern der Gemeinde waren auch einige Geiten hin über die Art, wie dieses alte Wätrichthum mit einander wohl vernehmen würde, Wätrichthum im Umfluge. Ob sie sich bisweilen einen Abgab? Einen trübseligen Händedruck wätrichthum? Ueberhaupt etwas von den gewöhnlichen Liebeswätrichthum anderer Beschickte? Einige der Klümmten waren so weit vorgegangen, an Mary's Wohnthumthumthum zu lauschen; aber sie hatten David nur ruhig und fest auf dem kleinen Wätrichthum sitzen sehen und Mary neben dem Tisch sich langsam in ihrem kleinen Wätrichthum schaukeln. Restlich Mary zu ihren Schaufeln strom, um sich neben David auf das große Wätrichthum zu setzen? Die Lauscher erliefen es nie; sie that es übrigens auch niemals. (Schluß folgt.)



Die Angorakaze.

Eine Erinnerung.

(Schluß.)

„Der Jüngling wird geträumt haben“, beruhigte ich mich ſchließlich, ſchloß die Augen und verſuchte, ob ich nicht auch ein wenig ſchlafen könnte. Lange wollte es mir nicht glücken, aber endlich ſchlieſ ich ein. Ob ich kurze oder lange Zeit ſo geſeſſen hatte, weiß ich nicht zu ſagen, ich wurde plötzlich wach durch ein ſchreckliches Gefühl, das mir eiskalt durch die Adern lief. Zugleich hörte ich über mir einen dumpfen Ton, als wenn etwas Weiches auf das Dach fiel, und gleich darauf ein leiſes Geräusch, als wenn Jemand auf den Fußſpigen einherſchlich. Ihr könnt euch denken, Kinder, daß mir ſogleich wieder die Erzählung meines Vorgängers einfiel, aber ich war doch ſo in einem Zuſtande der Ermüdung und des Halbschlafes, daß ich nur vor mich hinſagte: „Aha, da iſt es!“ und die Augen wieder ſchloß. Da aber ſträubte mir ein Geräusch die Haare auf dem Haupt empor, ließ mein Blut erſtarren, rief eine Gänsehaut auf meinem Körper hervor und machte mich völlig wach, ſo daß ich mit einem Rucke mich im Sefſel gerade ſetzte und alle Sinne anſpannte. Es ging nämlich plötzlich neben mir an der Wand nieder, als führe Jemand mit getrimmten Fingern und ſcharfen Nägeln die Kaltwand entlang, wodurch es einen Ton hervorbrachte, der nur durch das Krägen mit einem Griffel auf die Schiefertafel in annähernd gleicher Lieblichkeit hervorgebracht werden kann. „Donnerwetter!“ dachte ich und, lacht mich nicht aus, in dieſem Augenblick graulte ich mich wirklich; denn was kann der Menſch gegen ſeine Nerven! Das geräuliche Geräusch kam mir immer näher, ich wollte aufſpringen; da ſlog etwas, was ich nicht bezeichnen und begreifen konnte, an meinem Geſicht vorüber, und ich fühlte mich angeweht wie von einem weichen, kalten Schleier. Gleich darauf hörte ich, wie die Weinflasche auf dem Tiſch polternd unſiel, und vernahm einen jammernden, klagenden Laut, der wie das Wimmern eines kleinen Kindes klang.

So unheimlich das auch Alles war, ſo gab mir doch das Geräusch der umfallenden Flaſche ſogleich meine Befinnung wieder. Ich wußte, daß noch ein Reſt darin war, und mein erſter Gedanke war der: „Schwerenoth, das Geſpenſt wirft mir meinen Wein um!“ Im Nu hatte ich ein Streichholz heraus, rieb es an, entzündete die Kerze und rief, das brennende Licht hochhaltend: „Iſt hier Jemand?“ Ich erhielt keine Antwort, dagegen ſah ich — ja, was glaubt ihr wohl, daß ich ſah? Lacht eben ſo herzlich, als ich damals lachte, wie der Spitz körperliche Geſtalt annahm und ſich mir als eine große, braune, prächtige Angorakaze mit langem ſeidenweichen Haar zeigte, die auf der Tiſchkante ſaß und mich gewiſſermaßen gutmüthig anblinzelte, als amüſire ſie ſich über den Schrecken, den ſie mir eingeklopft hatte. „Ei, der Tauſend, wo kommſt Du denn her?“ fragte ich lachend. Die Antwort konnte ich mir ſelbſt geben, als mein Blick auf das Loch in der Decke fiel, welches die Granate des Mont Valerien geſchlagen hatte.

Ich lockte das Thier mit einem Wurtzzipfel. Bereitwillig kam es, nahm die Gabe mit der ihm eigenthümlichen Grazie und ließ ſie in dem zierlichen Maule verſchwinden. Ich verſuchte, die Kaze zu ſtreicheln, ſie ließ es ſich gefallen und ſchnurrte wohlgeſällig unter meiner Hand. Das Haar fühlte ſich kalt und feucht an. „Gehörſteſt du früher hierher?“ fragte ich, „luſcht du dein altes Heim wieder auf? Armes Thier!“ Ich betrachtete meinen Gaſt genauer. Er ſah ganz behäbig, wenn auch ſo aus, als habe er eine weitere Promenade durch den Schnee gemacht, und wenn er auch die von Neuem dargereichte Wurtzgabe nicht verſchmähte, ſo fraß er dieſelbe doch mit ruhiger Gemächlichkeit und nicht wie Jemand, der ausgehungert war. Dieſe Wahrnehmung ließ mich nachdenken. Woher kam das Thier, wo wurde es gehalten und verpflegt? Auf dieſer Inſel ſicherlich nicht, alſo mußte es von irgendwo des Waſſers kommen. Von Chaton, von befreundeter

Seite, gewiß nicht, dort rauschte die Seine vorüber, aber von Feindes Seite vielleicht, über den zugefrorenen todtten Arm? Ein neuer Gedanke ſchoß mir durch den Kopf. Ich rief meinen Unteroffizier und zeigte dieſem meinen Gaſt, der ſich ruhig vor mir frauen ließ. Der Unteroffizier war ſehr erſtaunt über den Zuwachs der Feldwache. Ich ſetzte ihm meine Gedante auseinander. Er ſah mich an, zog die Stirn hoch und ſagte dann: „Der Herr Lieutenant meinen, wo die Kaze herüber kann, da können auch Menſchen herüber?“ Ich nickte. „Sold'n Beetz iſt man leicht, und der Franjoze, wenn er auch bloß mündig iſt, wiegt doch einige Pfunde ſchwerer“, fuhr der Unteroffizier fort, „ich glaube nicht, daß ſie es wagen werden!“

„So meine ich das auch nicht, Unteroffizier“, ſagte ich lebhaft, „wenn wir es aber wagen?“

Das Auge des Unteroffiziers leuchtete auf: „Ach ſo, der Herr Lieutenant wollten?“ fragte er verſtändnißſinnig.

Ich nickte. „Ich habe Luſt nachzuſehen, wie es drüben ausſieht und wo dieſes Thier herkommt. Wer weiß, was wir auf dieſe Weiſe entdecken. Suchen Sie mir ſogleich ſechs gewandte und zuverlässige Patrouillengänger aus, die mich begleiten ſollen.“

Gefagt, gethan. Ich übergab mit gehöriger Inſtruktion dem Unteroffizier die Wache, machte meine Leute mit dem Plan, den ich vorhatte, bekannt, und ſtieß bei ihnen auf bereitwilligſtes Verſtändniß. „Vorwärts denn“, ſagte ich, nahm die Kaze auf den Arm, trug ſie hinaus vor die Thür und ſprach: „Allons, ma belle, ſei uns Wegweiſer!“

Die Kaze ſchüttelte ſich, machte ein paar Sätze vorwärts und trotzte dann mit hochgehobenem Schweiß, die Foten hoch ziehend durch den Schnee in der Richtung auf den öſtlichen den todtten Arm der Seine zu. Triumphierend, aber lautlos folgten wir dem Thiere, das ſich trotz der dunklen Nacht deutlich von dem weißen Schnee abhob. Jetzt ſtanden wir am Fluſſe und ſahen die Kaze eiliger vor uns her über das Eis laufen. „Vorwärts“, flüſterte ich leiſe und betrat die glatte Fläche. Keine Bewegung, kein Schwanken, kein Knacken oder Kniftern ließ ſich unter uns vernehmen. Die Eisdecke hielt und ſchneller ſchritten wir aus. Die Aufregung ließ uns die Kälte vergeſſen, und bald ſtanden wir am jenseitigen Ufer, das allmählich anſtieg. Die Kaze war verſchwunden. „Wir hätten die Kröte an die Leine nehmen ſollen“, ſagte ein Mann hinter mir. Ich mußte lachen, ſchärfte aber noch einmal Stillſchweigen ein und ging mit meinen Leuten weiter vor. Das Gelände ſtieg erſt allmählich, dann etwas ſteiler an, und auf dem gefrorenen Schnee war es ein ſchlechtes Anklettern. Endlich waren wir oben und blickten in die dunkle Tiefe hinab, aus welcher, in der Richtung auf den Mont Valerien zu, in der Ferne Lichter aufblitzten. Ich hatte meine Karte gut im Kopfe. „Das muß Nuel ſein“, ſagte ich mir, da fühlte ich mich von meinen Nachbarn angeſtoßen, wir hatten uns nämlich hingekauert, in einer Reihe nebeneinander, und hörte ihn flüſtern: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, gerade vor uns!“ Ich blickte dem ausgeſtreckten Finger nach und entdeckte in mäßiger Entfernung die dunklen Umriſſe eines Hauſes, von welchem aus, in ſeitlicher Richtung vor uns her dicht über dem Erdboden ſich ein hin und herſchwankendes Licht bewegte, wie eine Laterne die läſſig in herabhängender Hand getragen wird. Der Träger des Lichtes war in der Dunkelheit nicht zu ſehen, aber, meiner Schätzung nach, konnte er nicht weiter als höchſtens 200 bis 300 Schritt von uns entfernt ſein.

„Darf ich den Kerl fangen?“ fragte leiſe mein Nachbar, und ich hörte die Luſt an dem Unternehmen aus den wenigen Worten heraus.

Einen Augenblick ſchwankte ich. „Gut“, gab ich dann ebenſo leiſe zurück, „aber es darf kein Schuß fallen!“

Ein leiſes, lebhaftes Geflüſter neben mir, dann löſten ſich zwei Geſtalten aus unſerer Reihe los, glitten unhörbar den Abhang hinunter und verſchanden in der Dunkelheit. Mit klopfendem Herzen, athemlos und geſpannt verfolgten wir das

[Nachdruck verboten.]

Neues von der Modefaison.

Die größte Eleganz konzentriert sich jetzt in den fashionablen Seebädern. Da wird Nachtr gehalten, und nachdem man sich in den böhmischen oder rheinischen Kurorten nördentlich für die Mode traintirt, die Konkurrenz mit den tonangebenden Pariser und Londoner Elegantes aufgenommen. Das ist thatfächlich nicht gar so leicht. In Trowille macht beispielsweise eine blonde Nordländerin von sich reden, die — zwanzig Keisefoffer mit sich führt, wöchentlich noch Sendungen von Worth und Radfort erhält, täglich in den dortigen Modegeschäften das Theuerste und Beste zusammenkauft und, wie sie ganz sans gêne bekennt, die Caprice hat, alle anderen Frauen — auszuschicken. Sie trägt des Morgens Kostüme von weißem voile d'Antigone, die tunique, mit griechischen Goldborden umrandet, zur Fahrt ins Bad Anzüge à la hollandaise mit großen Spizenträgern und noch größeren Helgoländer Spizenhüten, hernach zum Dünen-Spaziergang Bademäntel von weißem Seiden-Beluche mit gesticktem Capuchon; für die table d'hôte sind Pariser Toiletten à la Pompadour bestimmt, für die nachmittägigen Spazierfahrten auf dem Meere englische Sailer-Kostüme aus weißem Segeltuch, blau bordirt; für die Reunion Gesellschafts-Toiletten in den grellsten Farben, bald decoleté, bald mit hoher Condor-Küschle, mit und ohne Aermel, schleppend und fußfrei, aus Sammet, Seide, Gaze, crêpe de Chine oder einer Verbindung all dieser Modestoffe gefertigt, ja sogar, und dies ist die letzte Neuheit, nur aus durchsichtigem, mehrfach übereinander gelegtem Mull ohne festen Fond. Statt der Stiefel trägt die blonde Schöne goldgestickte Sandalen; den leicht gewellten Scheitel deckt zumeist eine buntfarbige Fockenmütze; statt der Capes und Paletots bevorzugt sie à la Beduine gesteckte Shawls mit großen Quasten. Zukunfts-Prophetinnen wollen nun gleich wissen, daß es in nächster Saison mit den Capes und Paletots vorbei sein müsse, daß die seit Jahrzehnten in den Ruhestand verlegten türkischen, persischen und indischen Shawls wieder aufleben werden, weil ja die blonde Nordländerin nur das trage, was ihr von ersten Häusern, die stets der Mode um einige Saisons voraus sind, zugesandt werde! O, dieser Wett- und Dauerlauf der Mode, der selbst die Vernünftigsten bisweilen in seinen blödsinnigen Bann zwingt!

Wunderte man sich da jüngst, daß in Wien 50 junge Mädchen einen Wettlauf nach dem drei Gehstunden entfernten Burkersdorf angetreten; aber darüber, daß ebenso viele Tausende den Mode-Wettlauf mitmachen, wundert man sich nicht.

In Ostende bildet augenblicklich eine junge Russin das Tagesgespräch. Sie ist dreifache Millionärin, schön, pikant, Witwe. Viele meinen geschiedene Frau, eine Behauptung, die sie aus guten Gründen stets in Abrede stellt. Sie kleidet sich, obgleich stark brünett, nur in Weiß, trägt Kleider, die jeder Mode Hohn sprechen, die Taillen mit breiten Abfalldraperieen und spitzen Schneppen, wie man sie anno 1860 schon fand, die Aermel à la polonaise einen Meter lang, offen, getheilt — die Röcke wie über ein Drahtgestell gespannt, dazu Hüte aus weißen Spizen mit abfallenden Volants und riesigen Kinnshleifen. — Die hübsche junge Russin gefällt ungemein, ist stets von eleganten Cavalieren, die vielleicht mehr durch ihre Millionen als durch ihren Geschmack angezogen sind, umgeben; indeß, das gestehen sich die neuigkeitslüsternen Kurgäste nicht ein und meinen, die Russin wisse sich mehr als Andere mit Chic zu kleiden, sie habe besser als Andere Fühlung mit ersten Modefürmen, was sie trägt, müsse kopirt, ins Deutsche übersezt, unsern Modebegriffen entsprechend gemacht werden. — So werden oft die abgeschmackten Moden aus den Bädern in die Stadt übertragen; wer sich so nach über die Unzweckmäßigkeit wundert, braucht nur der Quelle nachzuforschen. Was für eine emanzipationslustige, russische Millionärin paßt, kann ja unmöglich den soliden Bedürfnissen einer mit Zahlen rechnenden Hausfrau entsprechen. — Die weißen Kleider beispielsweise, die jetzt allerorten gesehen werden, sind solch ein Kurusartikel, der manches Toilettenbudget übersteigt. Damen, die in hellen Tagen stets in Weiß erscheinen, führen wohl ein Duzend und mehr solcher Toiletten auf Reisen mit. Nichts unschöner, als ein weißes Kleid, das nicht mehr weiß ist. Rique, Mull, Battistikleider können leicht gereinigt werden, sie sind noch mit bescheidenen Mitteln erreichbar; aber die modernen weißen Crêpe de Chine, Gaze, Crêpon, Luifine, Foulard, Mouffelin-Toiletten, die, ohne unansehnlich zu werden, kaum eine chemische Reinigung aushalten, zumeist auf schwerer Seide gearbeitet, reich mit weißen Moirée garnirt werden, sind nur den upper ten zugänglich, wurden aber sonderbarer Weise zumeist von den unteren ten getragen.

„Die armen Männer, woher nehmen sie nur das Geld für den Lurus?“ fragte mich jüngst, als wir in Ostende am Strande saßen und dem Vorbeimarsch der Modedamen zuschauten, eine Berliner Regierungsrätthin, die, selbst Mutter dreier heirathsfähiger Söhne, gern davon spricht, wie ungern sie ihre Einwilligung geben würde, wollte ihr einer ihrer Söhne solch' eine anspruchslöse Swiegetochter ins Haus bringen. — Werden denn aber die armen Männer gefragt, ob sie all' den Lurus gutheißen? Moderechnungen zählt man bekanntlich in vielen Fällen erst dann, wenn die Mode vorbei. Was helfen da alle Einwände und Vorwürfe, die Rechnungen müssen berichtigt werden, sind ja die angeschafften Gegenstände bereits verbraucht! Madame de Girardi empfiehlt den Männern, anspruchsvoller Frauen, die mehr verbrauchen, als der Mann verdient: „Gebt ihnen Gelegenheit, mitzuverdienen, zu sehen, wie schwer der Kampf ums Dasein ist. Frauen, die selbst erwerben, sind stets sparsam, bedächtigt beim Ausgeben, all' jenen Modethorheiten feind, die die im dolce far niente dahinlebenden Frauen begeben, ohne sich darüber klar zu werden, was sie ihrer Frauenwürde dabei vergehen.“

Die aus den Kurorten heimkehrenden Damen stimmen auch heuer, wie alljährlich, das alte Lied an, daß sie alles aufgetragen und nichts anzuziehen haben; ihr erster Weg gilt zumeist in den Modegeschäften, die in bekannter Fürsorglichkeit — die ihnen auch mit klingender Liebenswürdigkeit gedankt wird — Neues, Brauchbares, Unentbehrliches für die armen reichen Frauen, die eben „nichts anzuziehen“ haben, vorrätzig haben. Da die Stoffe gar mancher Art, die man, als zur Reise gerüstet wurde, noch nicht sah: geriffte moirirte, linienbreit gestreifte Apadas, Foulés mit eingewebten, leicht getraukten Bandstreifen, Wollstoffe wie Pique aussehend, mit seidenen Querslinien durchwirkt, Körpergewebe mit Mohair-Effekten, Jacquards mit Noppes durchwirkt, Kameelhaarstoffe mit Mohairstreifen, Foulards mit Moirée-Galons, Lindner Sammete in den neuesten Nuancen: Prune, Magenta, Olive, Pensee, Heliotrop. Die Seidenmanufakturen suchen die Aufmerksamkeit der Käuferinnen für chinesische Shantung, leichte Seiden-Cachemires, Peau de soie, breit gestreifte schwarz-weiße Pekins, Grenadins mit Moiréestreifen in Anspruch zu nehmen; Lyon führt herrliche Brokatgewebe mit Changeant-Musterung ein, die Hennabergischen Fabriken unter dem Namen „Ideal“ eine neue Spezialmarke, die wie der „Monopol“ bald le tour du monde machen dürfte. Dieser Schweizer Ideal-Stoff (?) ist aus ganz abgetönten Schuß- und Zottelfäden gewoben, pari ohne jegliche Farberbschwerung gefärbt und auf französischen Handmühlen neuesten Systems fertig gestellt. — Die Seidenweberei macht all' den Anscheine nach große Fortschritte; die schon für den Winter fertig gestellten Damast- und Brokatgewebe mit Gold- und Silberschuß zeigen Blumen in fünf und sechs Nuancen; man meint, eine kostbare Reliefstickerei vor sich zu sehen, und staunt, daß die Webetechnik es zu solcher Vollenbung gebracht.

Für den Auspuß der Spätkommerkleider wird Moirée, Seiden-Mouffelin, Jet, Stahlbesatz, Bourdon- und Reticella-Spitze verwendet. Eine vornehme Eleganz repräsentiren die in englischem Styl gearbeiteten alpineblauen Foulé-Kleider mit Blumenhemd von weißem Moirée. Das Kleid hat keinerlei Besatz, ist längs der Taillen- und Rocknähte mit weißem Seiden-Gordon geschnürt, unten mit handbreitem, weißem Moirée-Streif umrandet. — Zu schwarzen Woll-, Sammet- oder Foulardkleidern trägt man gern aus Gold-Bassementerieen gefertigte Volero-Jäckchen, die vorn breite Revers bilden und mit goldschillernden Grelots umrandet sind. Die Voleroform dürfte sich in dieser Saison noch behaupten; recht originell sind die rückwärts kurz an der Taille abschließenden, vorn schürzenartig sich verlängernden Voleros, die — ganz neu — aus stahlschillernden Bassementerieen gefertigt und zu stahlgrauen Cachemire-Kleidern getragen werden. Diesem in einer Nuance abgetönten Kostüm stehen die dreifarbigem Velveteen-Kleider gegenüber, die man derart zusammensetzt, daß der Rock beispielsweise aus veilchenfarbenem Sammet, die Tunique aus leichteren Pensee-Stoff, die Taille aus einem in dunkler Fliederfarbe gehaltenen Sammet gefertigt wird. Diese „Triflore“ genannten Kostüme bilden offenbar den Uebergang von den seither gar zu bunten Anzügen zu ruhiger abgetönten, in einer Nuance gehaltenen Toiletten, die aber deshalb noch nicht monoton zu sein brauchen. Für schwarze Toiletten wird viel Kokofoband verarbeitet; letzteres ist ein Artikel, mit dem jede Modedame wird rechnen müssen. Hüte, Coiffuren, Gürtel, Brustschleifen, Schärpen werden aus diesem buntfarbigen, gobelinartigen Band hergestellt, das offenbar dem bereits zu lange in Gunst gewesenen Moiréeband Konkurrenz machen soll. — Blousen, mit Kokofe-Tressen besetzt,

gelten als Neuheit in diesem Genre. Man fertigt sie gern aus durchweg plüschtem Stoff mit weiten Ärmeln, die, bis zum Handgelenk reichend, da in einer felschartig geformten Manschette aus Kokos-Band aufgefassen werden.

Die Blouse dürfte noch für diese Saison in der Mode bleiben; für den Herbst muß man in gleicher Art bequeme, doch mehr fest sitzende Taillen aus Kammeelhaar- und Ghinchillastoff, vorn in Chemisett-Jacon, rückwärts fest mit Frackchoos, den breiten Abfalltragen mit Treppen besetzt, denen mehr oder minder metall-schimmernde Effekte zu Grunde liegen.

Die Hutpubbranche verfügt über einige Neuheiten, die Beifall finden dürfen. Da sind Schleifen-Arrangements, aus Sammet-rosetten mit angeknüpften Federstrahlen und durch Draht-Atlasband bestehend, Georginen, aus schattirtem Sammet hergestellt, Federrosen, auf denen sich Goldblätter wiegen, schwarze Blumen mit Brillantstaub angehaucht, hochrothe Princee de Galle-Stützen zu schwarzen Füllhüten etc. Starke Farbenfräfte machen sich in den neuen Herbsthüten geltend. Man zeigt uns Pariser Modelle aus goldgelbem Filz mit grünem Chenilleband umgeben, aus rosa Taffetas glauc mit grünen Hedenrosen gepußt, aus purpurfarbnem Sammet, den goldgelbe Feder-Panaches garniren. — Füllhüte in Dunkelirsdroth, Nussischgrün, Heliotrop scheinen bestimmt die Strohhüte ablösen zu sollen. Sie sind mit schwarzen Federbüscheln umrandet, seitwärts mächtig geschweift, da, wo die Krempe gehoben ist, mit einer zum Fond passenden Blume, deren Zweige oft bis zur Schulter niederfallen, garnirt. Viel Meinung giebt sich dafür kund, Herrenhüte mit einem grünen Federstutz zu puzen und als feinste Damenhüte gelten zu lassen. „Einfach und geschmacklos“ sagen die Einen „sic und kleidam“ die Andern. Die Damenmode scheint überhaupt von Jahr zu Jahr mehr Anleihen bei der Herrenmode zu machen. Hemden, Schlipse Aravatten, Valetots, Hüte, Alles wird gentlemanlike gefornit; die Sportkostüme sind einander oft zum Verwechseln ähnlich.

Man spricht von weitgehenden Veränderungen in der Herrenmode, von bunten Tuchröcken mit zwicelartig angelegten Faltenhöfen, wie man sie anno 1830 trug, von farbigen Madmönteln statt der Paletots, von weißen Beinkleidern, seidenen Hemden, gestickten Atlaswesten, Spigen-Jabots, indeß, es will so recht Niemand daran glauben. Unsere Herren haben ganz andere Sorgen und ganz andere Lebensziele als die Gentlemen von anno dazumal, als man noch Spigenkrausen und Wertherröcke trug. — In Kurgarten fällt ein Herr in weißen Sacco-Anzug ohnehin schon auf, weiße Hosen und blaues Jaquet oder, umgekehrt, blaue Hosen und weißes Jaquet gilt für gigerlartig — Schärpen und Faltengurte statt der Westen zu tragen wurde versucht, fand aber keinen Anklang; von den in Paris und London sehr beliebten farbigen Chemisets wollen unsere Herren auch nicht recht Notiz nehmen, noch weniger von den dort obligaten großen, mit Edelsteinen besetzten Manschettentknoten; wir sehen aus all' dem, daß die Herrenwelt hier zu Lande konservativer und vernünftiger ist, als man glaubt, und nennleich man auch gern nach England hinüberguckt, um zu sehen, welche Tracht man dort als des Bringen von Wales neueste Modelaune einführt, das Gros der Herrenwelt bleibt den bei uns gültigen, braunen, grauen, jaspirtten Saccos und Jaquets, den soliden Ramnagarn-Gehrocken und kurzen Paletots getreu; auch von farbigen Fracks mag man, wievohl die Marchand Tailleurs sich lebhaft dafür interessieren, nichts wissen; allenfalls werden für Fracks dunkle Tuche mit einem Schein ins Blaue, Violette, Grüne verwendet, doch schmückt man sich weder mit Goldknöpfen, wie es die Pariser Mode will, noch mit farbigen Aufschlägen à la Prince de Galle; übrigens verüchern den Londoner Hofreihen nahe stehende Personen, daß dem englischen Thronfolger nichts ferner liege, als jetzt noch, wo er bereits Großvater ist, den Bonvivant und Modehelden spielen zu wollen. Er läßt es ruhig geschehen, daß man seinen Namen für Modewerke mißbraucht, und lächelt jedes Mal, wenn er von einer neu auftretenden Mode hört, deren Vaterchaft ihm, wie er stets betont, „ganz unschuldiger Weise“ zugeschrieben wird. J da Barber.

Allerlei.

Das ursprüngliche Kutschelied. Eine neue interessante Mittheilung über das Kutschelied bringt die Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ in ihrer soeben zur Ausgabe gelangten Nummer. Es wird darin herorgehoben, daß der berühmte Vers: „Was kraucht da in dem Busch herum“ etc. wahrscheinlich schon aus dem Befreiungskriege stammt, auf jeden Fall aber in einem Spottliede nachweisbar ist, das schon vor vierzig Jahren in Schlesien gesungen

worden ist. Besagtes Spottlied ist eine Variante des bekannten „Immer langsam voran,“ und lautet in seinem meistwürdigen Gemisch von Dialekt und Hochdeutsch:

Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die östreich'sche Landwehr nachkommen kann!

Wir Oestreicher sein goar prave Leit',
Wir marschiren des Tags in holbe Weile weit.

Das Marschiren nimmt halt goar san End'.
Weil keener der Offiziere die Landsoarten kennt.

Inser Hauptmann is a kreuzpraver Moan,
O! schoade, daß he te Pulver riechen soan.

Inser Leitnant, doas is a großer Held,
Der hoat sich im Gefecht hinger de Frunt gestellt.

Hoatt denn keener a Fährndrich mit der Foaohne nich gefehn?
Na weh ju goar nich, wu der Wind här thutt wehn.

Inser Fähndel hoat nur zwee Ellen Lofft,
Su a Ding is bale wieder oagehofft.

Herr Hauptmann, mei Hingermoan gibt immer so im Dropp.
Dar Karle tritt merr noch die Obfäße oab.

Och, Guse, gib a mo de Kimmelpulle här;
Denn im Kriege do durstst mo doch goar zu fähr.

Ich kumm här gewieh alei uff Spanien mein,
Durt sohl der Schnops ganz bitter sein.

Du Mutter, lä oc is de Kliehla ei,
Wenn de Landwehr kummt, wird se hungriq sein.

Ei der Festung woars doch gar schön,
Da kummt man a Feind durch de Gucklecher sehn.

Und wulde su a Karl über de Mauer etwan rein,
Do kummt man doch gleich um Hülfe schrein.

Bei Leipzig, do woar euch die Sache kummt.
Do schlopp't här oll' is Farze in a Hosen rum.

Bei Leipzig, do hommt här a mol losgedruckt,
Dernochter hommt här ins glei eis Grabla geduckt.

Bei Leipzig, do is a mol inne Bombe geplokt;
O!le Vogel, wie sein här do ausgekrokt!

Dem wenn su a Ding uff's Ende enn demoicht,
Do nußt emm der ganze Feldzug niicht.

Do lob' ich mair su an bagricden Klob,
Su a Ding, doas gibt doch ju leichte nich los.

Bei Leipzig woar anne große Schlacht,
Do hoan här jahn Tute zu Gefangenen gemacht.

Wo as schleicht od durt im Busche rum?
Doas is gewieh Napolium.

Reißt aus, reißt aus, reißt aus olle, olle aus!
Durt siht a feindliches Schilderhaus!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Brotschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— In vierter (Jubiläums-) Ausgabe ist soeben erschienen **1870/71, zwei Jahre deutschen Feldenthums** von Gustav Höder. Aus Anlaß der 25 jährigen Wiederkehr jener großen Zeit, die uns ein einiges Deutschland brachte, macht sich das Bedürfnis nach einer gediegenen, fesselnden Kriegsgeschichte besonders lebhaft fühlbar. Höder's klassisches Buch giebt eine vollstündliche Darstellung jener denkwürdigen Tage und ihrer gewaltigen Errungenschaften. Von echt patriotischem Geiste durchdrungen, erscheint dies Werk in hervorragendem Maße geeignet, die Erinnerung an die glorreiche Epoche nationalen Aufschwungs wieder wachzurufen. Ueberreich ausgestattet mit guten Illustrationen und Karten, empfiehlt sich das beliebte Buch ebenso für Erwachsene wie für die gesammte reifere Jugend, ein echtes Volksbuch im besten Sinne des Wortes. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie — gegen vorherige Einlieferung von 5 Mark — direkt aus der Verlagsanstalt von Karl Fiemming in Glogau.

— **Textil-Zeitung.** Zentralorgan für die Gesamt-Interessen der Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Leinen-, Hanf- und Zute-Industrie, sowie für den Textil-Maschinenbau. (Verlag Textil-Zeitung S. Schulz u. Co., Berlin.) Nr. 31. — Inhalt: Unsere Mustertafel. — Die Fachschule für Flachsbereitung und Flachspinnerei in Sorau. — Ueber Copfärberei. — Deutsche Fachschulen für Textilindustrie. — Zur Organisation der preussischen Webeschulen. — Webeschule Berlin. — Unterstützung der Weber auf dem Eichsfelde. — Webeschule Sorau. — Schleifische Baumwollen-, Leinen- und Zute-Waaren. — Aus dem Patentamt. — Neueste Gebrauchsmuster-Eintragungen. — Bezug und Absatz. — Sprechsaal. — Patente. — Gebrauchsmuster. — Literatur. — Verdingungen. — Rundschau. — Marktberichte. — Berliner Garnbericht. — Neu eingetragene Firmen. — Konkurse. — Telegramme. — Berliner Kurse vom 29. Juli.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigstr. 71.